

hin. Die erwähnte wissenschaftliche Kontroverse zu dieser Frage wird etwas kurz abgetan mit einem Verweis auf die singuläre Rolle Kölns, wo es sogar keine Frauenzünfte gab. Nach der zitierten E. Ennen war auch andernorts die Gewerbetätigkeit weitaus umfangreicher als in Hildesheim, so daß hier ausführlichere Vergleiche am Platze gewesen wären. Sofern es keine Handarbeit in den Konventen gab, hatten diese lediglich als Versorgungseinrichtungen eine wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt.

Die folgende Analyse der lokalen und sozialen Herkunft der Beginen muß wegen der Quellenlage hypothetisch ausfallen. Adels- und Patriziatskreise können höchstens in Analogie zu anderen Städten für frühe Phasen erschlossen werden, Ärmste waren ausgeschlossen. Seit Ende des 14. Jhs. machten vermutlich meist Frauen aus mittleren und einfacheren Verhältnissen der Stadt und näheren Umgebung aus ihrer Not eine Tugend, indem „sie ihre soziale Situation mit einem religiös begründeten Armutsideal verknüpften“ (S. 83f.). Mit den kirchlichen Einrichtungen waren die Beginen mannigfach, d. h. ohne ausschließliche Orientierung auf die Bettelorden, verknüpft.

Während die bettelnden Begarden im 15. Jh. zunehmend auf den Vorwurf des Müßigganges stießen, konnten sich die Zelliten nach der Großen Pest 1347/1348 durch ihre Krankenpflege in den Städten profilieren. Aus dem Konstanzer Konzil 1415 gingen sie mit der Bestätigung ihrer Rechtgläubigkeit gestärkt hervor, die folgenden Päpste förderten die Umwandlung in einen regulierten Orden, die 1472 abgeschlossen war.

Die Hildesheimer Gründung der Willigen Armen erfolgte möglicherweise 1359 durch Everd Galle aus alter Ratsfamilie, bleibt aber nur sagenhaft überliefert, gewisse Nachrichten liegen erst seit ca. 1450 vor. Das Haus der Gemeinschaft stand auf der Freiheit des Michaelisklosters, bischöfliche Schutzbriefe und eigene Statuten (nach dem Vorbild der Kölner Lungenbrüder) schirmten das Leben der (1470) 5 Brüder vor Anfeindungen ab und festigten es. Die Willigen Armen galten dem Rat aufgrund ihrer bürgerlichen Stiftung im gewissen Sinne als nicht-kirchliche Einrichtung und wurden um ihrer unentgeltlichen Krankenpflege willen hoch geschätzt, so daß sie vom Bemühen um Verringerung der Zahl steuerfreier Kleriker ausgenommen blieben. Dies erleichterte die Umwandlung in ein Kloster 1470, die vom bekannten Klosterreformer J. Busch gefördert worden ist. Dessen Aufzeichnungen zeigen ein Bild des klösterlichen Lebens. Anders als bei den Fraterherren spielte Handarbeit kaum eine Rolle, die Tätigkeit konzentrierte sich ganz auf Krankenbesuche sowie Totenversorgung und war den Bürgern sehr willkommen. Daneben erfüllten sie nach Busch durch Gebet und Andacht völlig das Ideal der *Devotio moderna*. Mit Recht vermutet die Verfasserin hier eine Idealisierung, um sittenlosen Klerikern ein Gegenbild zu malen. Die fraglos bestehenden Beziehungen zu anderen Zellitenklöstern (bes. in Köln) lassen sich aufgrund der Hildesheimer Quellen noch nicht ganz klären.

Hotz untersucht gründlich die Krankenfürsorge der Willigen Armen, die an sich eine Aufgabe der Hospitäler war, deren Kontrolle sich im 14. Jh. von der Kirche zunehmend auf bürgerlich-städtische Einrichtungen verlagerte. Ein Blick auf Th. Fischer, *Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jh.* (1979), hätte allerdings zusätzliche Perspektiven für einen Vergleich eröffnet.

In diese Richtung einer vertiefenden überregionalen Einordnung der Hildesheimer Semireligiosen könnte die Bearbeitung des Themas noch fortgesetzt werden; die vorliegende Arbeit ist

jedenfalls ein wichtiger Beitrag, der das Wissen über das spätmittelalterliche Hildesheim wesentlich erweitert hat, wie der Herausgeber Dr. Borck zutreffend bewertet.

Ulrich Bongertmann

Rudolf W. Keck (Hrsg.), *Friedrich Spee von Langenfeld (1591-1635). Sieben didaktische Versuche zu einem dramatischen Leben. Unterrichtseinheiten für Religion, Geschichte, Deutsch und Musik — Sekundarstufe I und II — Hildesheim: Bernward 1985, 224 S.*

Aus Anlaß des 350. Todestages versucht der materialreiche Band, die historische Persönlichkeit des Friedrich Spee einerseits in seinem unbeugsamen Wahrheits- und Gerechtigkeitsinn als „Mann der Kirche“ und „Mann der Welt“ vorzustellen und andererseits den feinfühligsten Dichter mit seiner ausdrucksstarken Sprachkraft lebendig werden zu lassen. Dies geschieht in sieben „Unterrichtseinheiten“ mit dem Ziel, der „mehrfachen Exemplarität der Persönlichkeit Friedrich Spee in einer didaktischen Vermessung nachzugehen“ (7), die sowohl Brücken zwischen den Konfessionen als auch zwischen den Schulfächern zu schlagen beabsichtigt. Worin wird das „Exemplarische“ dieser Persönlichkeit gesehen? „Spee ist Repräsentant des jesuitischen Reformgeistes der nachtridentischen Kirche, des aufgeklärten Geistes gegen den Hexenwahn, ist Repräsentant einer wenig bekannten katholischen Barockdichtung und katholischen Kirchenlied-Tradition, die sich neben der großen protestantischen Tradition einen speziellen Platz behaupten kann“ (8).

In einem Einleitungskapitel (9–25) wird die Konzeption der sieben Unterrichtseinheiten (in ihrer jeweiligen Zweiteilung von „Sach- und Strukturanalyse“ und „Didaktische Analyse“) verdeutlicht und näher begründet sowie ausführlich die Biographie Spees entfaltet (mit Hilfe von Quellentexten, Bildern, einer Karte). Die Darstellung der sieben Unterrichtseinheiten (26–211) bietet dem Religionslehrer — auch und gerade, wenn er nicht als weiteres Fach Geschichte, Deutsch oder Musik hat — eine Fülle fundierter, verständlicher Informationen historischer, literatur- und musikwissenschaftlicher Art. So erfolgt z. B. in der Unterrichtseinheit VII: „Die Kirchenlieder von Friedrich Spee“ (182–211) zunächst eine Darstellung des historischen Kontextes, in dem die „Verkündigung durch Kirchengesang“ steht; bevor dann drei Kirchenlieder von Spee in einer ausführlichen Textanalyse entfaltet und in ihrer musikalischen Struktur erschlossen werden. In der „Didaktischen Analyse“ (die in Kap. VII aber sehr knapp ausfällt) werden jeweils „Lehrzielkomplexe“ benannt, die dann in Teilzielen näher entfaltet und anhand einer großen Auswahl von „Arbeitstexten“, „Impulsen“, „Schlüsseltexten“, „Studententexten“ und Bildmaterial im Unterricht erarbeitet werden können. In diesem Material mit seinem Bausteinkarakter für den Unterricht liegt der große Reiz des Buches; denn dem Lehrer werden hier Beziehungen angeboten zu zeitgenössischen wie heutigen Dichtern, Denkern, Theologen, kirchlichen Entwicklungen. Frömmigkeitsformen usw. als Parallele oder als Kontrast zu Spees Denken und Handeln.

Wer als Lehrer der Sekundarstufe II Anregungen und Material sucht für größere fächerübergreifende Projekte oder auch „nur“ eine Erweiterung und Vertiefung seiner bisherigen Unterrichtsthematik wünscht, der sollte zu diesem Buch greifen. Selbst als Vertreter der im Untertitel genannten Fächer Geschichte, Deutsch, Musik wird der Leser dabei noch manche Entdeckungen machen und Überraschungen erleben können. Der ausführliche Literatur-

nachweis (212—222) zu Friedrich Spee enthält neben der Primär- und Sekundärliteratur auch „Darstellungen in Romanform“ und Hinweise auf Bücher, Film und Rundfunk.

Gerhard Röckel

*Gasse, Wilhelm: Die „gute alte Stadt“ und ihre Pastoren. Bilder aus Goslars Kirchen- und Stadtgeschichte in der Zeit des frühen Pietismus. Goslar 1988 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar 38)*

Es fällt schwer, diese Arbeit zu rezensieren. In Liebe zum Detail hat der Verfasser geschrieben. Da kann ihm, wenn man nicht die Spezialstudien beckmesserisch nachvollzüge, niemand etwas erwidern. Auch im Vorwort kommt eine gewisse Selbstbescheidung zum Ausdruck, die den Verfasser ehrt, siehe auch den Untertitel.

Was den Rezensenten stört, ist der Haupttitel des Werks. Wenn der Verfasser sich auch auf den frühen Pietismus letztlich beschränkt, was legitim ist, so hätte das auch im Haupttitel des Buches deutlich werden sollen. Gab es vor dem frühen Pietismus keine „gute alte Stadt“? Gab es, um vor den Pietismus zurückzugehen, keine guten reformatorischen Pastoren? Gab es in der katholischen Zeit keine guten Pastoren in der „guten alten Stadt“? Dabei ist doch gleichgültig, ob sie die Seelsorge als Stiftskanoniker oder aus einer anderen Funktion heraus betrieben haben.

Dem Rezensenten fällt auf, daß bei aller Liebe zum Detail zu einseitig verfahren wird. Warum beginnt die religiöse Geschichte in vielen Fällen frühestens mit der Reformation? Gab es nicht gute Pastoren vorher? Warum wird die Zeit vorher nicht mit einbezogen? Es scheint ein Mangel zu sein, daß alles erst kurz nach 1500, hier noch später, beginnt. Gab es vorher keine „gute alte Stadt“?

Ich möchte die Stellungnahme (die keine böswillige Kritik ist) zu dieser verdienstvollen Schrift dazu benutzen aufzufordern, doch etwas weiter über den eigenen Tellerrand hinauszusehen ... oder einen anderen Titel zu wählen. Jeder hat das Recht einzugrenzen, Schwerpunkte in seinen Forschungen zu setzen, doch das sollte dann auch deutlich werden.

Friedrich Eymelt

*Aschoff, Hans-Georg: Kirchenfürst im Kaiserreich. Georg Kardinal Kopp. Hildesheim: Bernward 1987, 138 S.*

Biographien haben Konjunktur. Taschenbuch- und Sachbuchhersteller legen heutzutage Biographien von Königen, Politikern, Naturwissenschaftlern, Künstlern und sonstigen Berühmtheiten vor. Hin und wieder befindet sich auch ein Mann der Kirche darunter. Päpste und Bischöfe, auch lokal bedeutende Männer des einfachen Klerus finden ihren Biographen. Doch muß hier noch ein gewisses Defizit festgestellt werden: Noch längst nicht alle Kirchenfürsten und Priester beider großen Konfessionen haben die ihnen gebührende Würdigung bisher erfahren.

Wohl gibt es erste Ansätze. So liegen Kurzbiographien für die Bischöfe des deutschen Sprachraums von 1785/1803 bis 1965 vor, die Erwin Gatz herausgegeben und größtenteils selbst verfaßt hat. Auch Martin Greschat hat sich in der von ihm betreuten Buchreihe

„Zeitgeschichte in Lebensbildern“ einiger großer Kirchenmänner angenommen.

Die Bischöfe unseres Bistums Hildesheim sind auch schon häufiger skizziert worden, vor allem durch Adolf Bertram in seinen einschlägigen Monographien zur Geschichte des Bistums Hildesheim, für das hohe Mittelalter von Hans Goetting und für die neuere und neueste Zeit von Hans-Georg Aschoff, hier vor allem in dem Sammelband von Erwin Gatz. Aschoffs kurze Artikel bestechen jeweils durch ihre klare, manchmal mitreißende Sprache, das feste Urteil und die präzise Zusammenfassung auch größerer Mengen an Literatur.

Es darf als Glücksfall gelten, daß er sich mit Georg Kopp eines Bischofs angenommen hat, der als Hildesheimer Diözesanpriester begann und später als Fürstbischof von Breslau die Geschichte der deutschen Kirche maßgeblich mitgestaltete. Fesselnd bieten die 138 Seiten mit 58 Bildern auf der Grundlage von 256 Literaturtiteln und einem enormen Quellenfundus die Lebensgeschichte eines Mannes, dem zu Lebzeiten manches harte Urteil zugekommen ist und dessen Rolle in der Kirchenpolitik seiner Zeit wohl niemals richtig beurteilt werden kann.

Kopp wurde am 24. Juli 1837 in Duderstadt im Untereichsfeld geboren; seiner Heimat widmet Aschoff eine längere Darstellung (Duderstadt und Eichsfeld, S. 9—14). Wo immer es nötig ist, führt Aschoff seinen Leser durch Exkurse und historische Hintergrunddarstellungen in die jeweils zu behandelnde Epoche aus Kopps Leben ein, ein Verfahren, durch das die Biographie zum kleinen historischen Handbuch wird. Die Darstellung von Geschichte erfolgt natürlich in erster Linie anhand der geschilderten Person, doch bleibt Aschoff dabei nicht stehen.

Georg Kopp besuchte in Duderstadt die Volksschule, dann das Progymnasium und siedelte dann nach Hildesheim über, um am Collegium Josephinum ein recht gutes, wenn auch nicht überragendes Abitur zu machen. Ein geplantes Theologiestudium konnte er nicht sofort aufnehmen, sondern wurde Telegraphist bei einer Eisenbahngesellschaft. Hier wurde der „schüchterne“ junge Mann zweimal nicht befördert, worauf er in einem äußerst freimütigen Schreiben um seine Entlassung nachsuchte; er warf seinen Vorgesetzten vor, man könne wohl nur in den höheren Dienst kommen, wenn man vorher als Student genügend getrunken und sich einige Mensurschmisze geholt hätte (S. 22) — ein prägnantes Beispiel für Kopps Auftreten: hart in der Sache, wenn es darauf ankam, aber von einem normalerweise blassen Auftreten.

1862 wurde Kopp zum Priester geweiht. Danach wirkte er jeweils für kurze Zeit als Kaplan in Poppenburg und als Schulvikar in Henneckenrode. Mit der Versetzung seines Förderers Ludolph Even zum Domkapitular in Hildesheim begann Kopps Aufstieg in der diözesanen Hierarchie: Der ehrgeizige junge Mann wird seine Versetzung nach Hildesheim und seine Verwendung als Domlektor und Generalvikariatsassistent bestimmt als große persönliche Herausforderung begriffen haben. Überraschend machte ihn der 1871 zum Bischof geweihte Daniel Wilhelm Sommerwerk zu seinem Generalvikar; Kopp war zu diesem Zeitpunkt 35 Jahre alt. Mit dieser Ernennung begann sein Aufstieg, der ihn in die höchsten Kirchenämter des Reiches führen sollte.

In der Zeit des Kulturkampfes (1873—1886) entwickelten Kopp und sein Bischof vielfältige Strategien eines einvernehmlichen Auskommens zwischen Staat und Kirche. Zwar waren beide nicht in der Lage, die vom Staat sukzessive erlassenen Kampfgesetze streng zu befolgen. Sie wurden beide mehrfach auf dem Verwal-